



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Hamburger Personen und Zustände.

Drei Frauen.

Berlin ist von Künstlern und Literaten unzählige Male durchstreift worden; man hat seine Portraits und Personen bis in's Unendliche gezeichnet und beschrieben und mit den reizendsten und schmeichelhaftesten Wignetten umgeben. Wir wissen, wie jede nur irgend berühmte oder auch nur in diesem oder jenem Buche, in dieser und jener Beziehung genannte Person dort aussieht, welche Gesichtszüge sie hat, wie sie gekleidet geht, ob sie im Thiergarten oder unter den Linden, am Morgen oder am Mittag zu spazieren pflegt. Und solche Portraits und Beschreibungen, wie sehr sie oft auch in's Kleinliche, Unbedeutende und Lakaienmäßige gingen, durften doch immer auf ein allgemeines Interesse rechnen, denn man läßt sich in müßigen Stunden gerne Personen veranschaulichen, von denen man nur irgend einmal etwas gehört und gelesen hat.

Von Hamburg aber geschah in dieser Beziehung kaum etwas, das der Erwähnung werth wäre. Hamburg blieb auch in dieser Beziehung eine terra incognita.

In frühern Jahren hatte Hamburgs Frauenwelt eine edle, weithin genannte Repräsentantin an „Rosa Maria,“ oder, wie sie im bürgerlichen Leben hieß, Frau Doctorin Affing, obschon die hamburgische Comptoir-Bildung erst über Berlin her erfuhr, welche Beziehungen diese ihre Mitbürgerin zur deutschen Literatur und ihren Hauptvertretern hatte. Dieser Stern ist jedoch längst in seinen Himmel gezogen. Bessere Federn, als die meinige, haben ihn gewürdigt und so bleibt mir eben nur das Recht, von den Lebenden zu sprechen.

Zuerst, glaube ich, ist hier Emilie Schröder zu nennen.

Wenn einst, wie von Friedrich Ludwig Schröder, auch eine umfassende Lebensbeschreibung von Carl Maria Weber, Louis Spohr, Eberwein, und von so vielen andern Künstlern, Dichtern und Componisten erscheint, dann wird auch diese Frau oft darin genannt werden müssen, weil sie die Beschützerin so vieler Talente war, weil sie es war, deren Haus immer gastlich offen stand, wenn fremde Künstler und Dichter

nach Hamburg kamen. Ich wollte, Emilie Schröder schreibe einmal ihre Memoiren, sie würden eine reiche Ausbeute für die Geschichte deutscher Künstler darbieten. Aber ich glaube, dies wird leider nie geschehen, denn Emilie Schröder ist dazu nicht eitel genug, oder zu furchtsam, zu rücksichtsvoll und bescheiden, denn sie würde dann mit einer Periode beginnen müssen, wo man sie in Hamburg nur die „schöne,“ ja selbst die „große Emilie“ nannte, wo man die Reize ihrer Persönlichkeit und ihrer geistigen Begabung voll Enthusiasmus in alle vier Winde hinaus-trug, und sich immer neue Schaaren von nahe und ferne um die Gefeierte sammelten. Es summt mir, dem damaligen Buben, der kaum der Wiege entlaufen war, noch jetzt um die Ohren, wenn ich jener Zeit gedenke. Es war für Hamburg in gesellschaftlicher Beziehung überhaupt damals eine rege, lebensvolle Zeit, die „französische Zeit,“ wo mit der Bildung und dem pariser Ton auch viel Lebenslust und Uebermuth herüber kam. Die ganze Stadtgeschichte wurde damals ein gesellschaftliches Epos, das jetzt freilich wie ein Märchen klingt oder verklungen ist, von dem die Alten „nur noch einige“ Strophen in der Erinnerung behalten haben.

Aus dieser Zeit nicht allein, sondern auch aus späterer, dem jüngeren Geschlechte näher liegenden Periode, wüßte Emilie Schröder so viel des Interessanten, das sich um sie und neben ihr gruppirt, zu erzählen, von Künstlern und Dichtern, von berühmten Männern, die sie in ihrem Leben um und bei sich sah, deren Unternehmungen sie förderte, denen sie in Hamburg durch Rath und That eine Beschützerin wurde. Wenn ich nicht irre, brachte Spöhr seine erste Oper hier auf die Bretter. Spöhr hatte damals seinen Ruhm als Geigenvirtuosen so eben begründet und seine Frau spielte trefflich Harfe daneben. So kamen Beide nach Hamburg und ihr erster Gang war zu Emilie Schröder. Das junge Künstlerpaar wurde damals von jenem romantischen Lichte umgeben, welches später auch von allen Spöhr'schen Compositionen ausging. Der Virtuoso und die Virtuosa spielten damals im traulichen Kreise des Schröder'schen Kaufmanns-Hauses und als Letztere eben zu jener Zeit auch zuerst die Freuden einer Mutter kennen lernte, wurde Emilie Schröder ihr auch in diesem neuen Verhältniß eine treue Pflegerin und Freundin. In den letzten Jahren hat sie sich mehr dem stillen Kreise der weiblichen Milde und Fürsorge zugeordnet, sie ist den Armen und der Armuth ebenso eine Beschützerin geworden, wie früher in ihrer bewegteren Zeit den Künstlern und der Kunst. Die Natur hat in ihr also eine gesunde Entwicklung verfolgt.

Eine Freundin und Geistesverwandte der Emilie Schröder ist Frau Therese von Bacheracht, die Tochter des hiesigen russischen Ministerresidenten von Struve, und die Gattin des russischen Staatsrathes und Generalconsuls von Bacheracht. Die Hamburger wußten nicht recht, was sie zu der Erscheinung sagen sollten, als „Therese“, von einem Freunde in die Literatur eingeführt, zuerst mit ihrem „Tagebuch“ als Schriftstellerin auftrat. Auch wenn es seit Christine Westphalen früher Schriftstellerinnen und Dichterinnen in Hamburg gegeben hatte,

so war es doch neu, daß gerade eine „solche Dame“ sich mit der Literatur „abgab“. Man hatte dergleichen nicht erwartet von der jugendlich lebhaften, genialen Frau, mit den sprechenden Zügen und den langen schwarzen Seidenwimpern. Man spricht in Hamburg gerne ab und so sprach man unter vier Augen, wo man unter sich war, auch hier anfangs ab, vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil man sich selbst und die hamburgischen Stimmungen am besten, weil man es sich nicht zutraut, einen literarischen Ausdruck unter sich reifen lassen zu können, in seinen gesellschaftlichen Zuständen diejenigen Mittel zu besitzen, welche nöthig sind, um ein Talent zu entwickeln und sich entwickeln zu lassen. Aber Therese hatte ihren Bildungsgang nicht Hamburg zu verdanken, sie hatte viel im Verkehr mit einer andern größern Societät und vor allen Dingen viel auf Reisen gelebt und gelernt, sie hatte in Begleitung ihres Vaters den Hof von Petersburg wie so manchen andern gesehen, sie hatte durch Umgang und Bewegung ihren Geschmack gebildet und gleichzeitig alle jene Stoffe und Reflexionen eingesammelt, die sie jetzt in ihren Schriften verarbeitet und einfließen läßt. Was die hamburgische Gesellschaft bei ihrem ersten Auftreten als Schriftstellerin versäumt haben mag, das hat die Kritik bei jedem erneuten Auftreten aufs fleißigste nachgeholt. Therese aber ist aufmerksam und nachsichtsvoll genug, die hamburgische Gesellschaft des Ausdrucks der Belobung oder der Anerkennung zu überheben. Sobald die Buchhändler ein neues Werk von ihr anzukündigen haben, reißt sie von dannen und benutzt diese neue, dem Geiste sehr vortheilhafte Reisebewegung zu neuen Schöpfungen. Wenn ich nur nicht des garstigen Bildes gedenken müßte, welches die „Illustrierte“ von Therese gab. Der Zeichner und Graveur hatten es vermuthlich recht bemerklieh machen wollen, daß das Bild ein Holzschnitt, ein grober massiver Holzschnitt sei.

Eine in anderer, streng weiblicher Beziehung merkwürdige Dame ist Amalie Sieveking, die Schwester des stattlichen hamburgischen Diplomaten und Syndikus Sieveking, des würdigen, freisinnigen Repräsentanten Hamburgs, wo es gilt, die Hansestadt auf Bundestagen und gegen Höfe ebenbürtig zu vertreten. Die Sieveking's sind überhaupt ein altes patricisches Geschlecht, sie sind Hamburgs Dahlberge. Ist kein Sieveking da? hat es hier immer geheißen und wird es hier immer heißen müssen. Doch ich wollte nur von der Amalie Sieveking sprechen, die ich die Diakonissin Hamburgs nennen möchte. Denn in dieser Art und Rücksicht hat sie die Aufgabe ihres Lebens gestellt. Ich möchte wissen, wie viel Wesens und Wunders davon gemacht würde und längst gemacht worden wäre, wenn Amalie Sieveking statt in Hamburg zum Beispiel in Berlin lebte. Sie hat zwar kein „Königsbuch“ geschrieben, — ohne daß ich durch diese Wendung der genialen, verehrten Bettina den geringsten Abbruch an ihrem Verdienst und ihrem Ruhme thun will — sie hat der Welt nicht erzählt, wo und wie und wann sie in die Hütten des Proletariats, in die öden Kammern der, trotz ihrer Arbeit und ihres Fleißes Darbenden hinab- und hinaufgestiegen ist, aber sie hat es dennoch gethan im stillen Wirken und eigentlich nur durch die Anzei-

gen empfangener milden Gaben erfährt die Welt etwas von ihrer Thätigkeit. Das Institut dieser Frau ist weit verzweigt; hat die Armuth sich ihrer Fürsorge einmal anvertraut, so läßt sie es an der Controlle und ununterbrochenen Aufmerksamkeit gewiß nicht fehlen. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß Amalie Sieveking dabei ihrem Systeme, ihren Ansichten folgt, daß sie im Verfolgen ihrer Wirksamkeit selbst bei Schützlingen ihres Geschlechtes auf Keßlere hamburgischen Pöbelsinnes stößt, auf eine Menschenklasse, die wohl haben und nehmen, aber sich nicht fügen und bequemen will, aber — die Geduld verliert sie so leicht nicht, und dem weiblichen Proletariat ist sie in allen Lagen und Fällen des Lebens stets eine treue Führerin und Helferin.

Ich könnte wohl noch die eine und andere Frau hinzufügen, aber — ich will hier abbrechen. Entwickeln sich unter dem jüngern Geschlecht ähnliche Talente, Charaktere, Bestrebungen, die einst leuchten werden, wie die oben beschriebenen? Soll ich offen reden, so weiß ich es nicht zu sagen und Zweifel will ich hier nicht laut werden lassen. Die jüngere Welt wurzelt auch in dieser Beziehung in andern Elementen ihrer Bildung, ihrer Umgebung, ihrer socialen Verhältnisse. Es sind andere Zeiten wach geworden; mich dünkt, die alte Unbefangenheit und Freiheit ist gewichen. Die jüngere weibliche Generation hat nicht minder wie die männliche unter dem egoistischen Materialismus zu leiden. Einst könnte man ähnliche Hoffnungen von einer jungen Dichterin Hamburgs, Eliza Slossmann, der Tochter eines reichen Rheders, hegen, aber — auch sie scheint auf hamburgischem Grund und Boden nicht das rechte Gedeihen ihres Talentes zu finden.

II.

Aus Tyrol.

Schattenriffe. — Tyrol und Italien. — Fundgruben für Forscher. — Vereine.

Dank den Bemühungen mancher Berichtstatter aus Tyrol, hören wir fast immer nur von den Reizen des herrlichen Merans, wenn sie vom purpurnen Kusse des Südens, der auf dem Landestheile diesseits des Brenners ruht, sprechen. So kommt es denn auch, daß manche Gäste ihr Ziel mit dem alten Burggrafnamte abschließen, wie Viele der Wandervogel in der Schweiz das berner Oberland mit dem Staubbach. Trotz der Unsicherheit, welche aufdringliche Siceroni auf jenem idyllischen Boden wittern, darf man unbesorgt die Grenze überschreiten, welche die schwarzgelbe Farbe zieht, und der wahre Zuckerstoff der Trauben, der stets laue Hauch des Citronenlandes und der hesperische Haug der Natur, ihren Garten selbst zu bestellen, beginnt auch in Tyrol erst dort, wo das romanische Element entschieden hervortritt. Eröffnete doch selbst Kottmann seine südlichen Bilder im Bazar zu München mit Trient, und mancher Jünger der bildenden Kunst, der aus dem Vaterland des Apelles und Phidias kehrte, dachte bei unsern Felsengestaden an die der Inseln des Archipels zurück.

Glauben Sie ja nicht, daß es nur die halbverfallenen, dort um die alte Stammfeste von Tyrol geschaarten Burgen sind, die uns einladen

zum „Nitt in's alte romantische Land“, sie geleiten uns Schritt für Schritt stromabwärts der Etsch, die Zeugen der Geschichten aus alten Tagen, die Reste, wo die Handfesten saßen und die Gottgeweihten sitzen ließen bis zur Burg des guten Rathes, die hier und da auch schlimmen gab. Auch altdeutsche Kunst taucht hier, wie häufig noch im tieferen Italien, mit ihrem lebenswarmen Gemüthe an Thürmen und Kirchen, Wandgemälden und Schnitzwerken auf, ergeht es ihr auch leider schlimmer, je weiter man gegen Süden zieht, an ihre Pflege wird nicht gedacht, ja oft ist's nur desto schlimmer, wenn sie ihr begegnet. Man hat da zu Lande zwar Vereine, aber nur zur Aufstöberung vergelbter Urkunden, an die Erhaltung jener andern ebenso ehrwürdigen Reste der Vorzeit wird nicht gedacht, als ob diese uns nicht erst dadurch bildlich vor's Auge träte und aus den Spuren des Lebens wieder erstände. Was wäre da nicht Alles zu forschen, zu zeichnen und aufzubewahren für Enkel und Urenkel, bis auch einmal hier erwacht die Lust an der Farbe vergangener Tage? Oder habt ihr sie je gesehen, dort alle die byzantinischen Thürme mit den halbrunden Bogenfenstern, die andächtigen Kirchlein mit den altdeutschen Wandgemälden und geschnitzten Heiligenbildern, die Festen mit ihren Fresken aus den Niebelungen, Tristan und Isolde und dem Heldenbuche, und hier die Baumgruppen mit den Weingeländern, die felsigen Riesenseiler mit unheimlichen Zinnen, jedes Stück Zoll für Zoll ein fertiges Kunstwerk? Gewiß, dieser Süden ist ein Buch, worin noch nicht geblättert wurde, und leider geht manches Blatt davon für immer verloren, ehe man nur daran denkt, einige zu erhalten. Wie nahe läge der Gedanke an ein Album, für alle diese Memorabilien in Stein und Farbe, in Sitten und Trachten, Kunst und Natur, ein wahrer Schatz für den Finder und die Eigner des Bodens!

III.

Aus Berlin.

I.

Zur Charakteristik der Stadt.

Wenn man Berlin nennt, so denkt man auswärts fast immer an Blasiertheit, philosophische Abstractionsucht, prätentiose Intelligenz, an dünne Thee's und Sand und stinkende Kinnsteine. Berlin hat eine abnorme und doch eine überwiegende Stellung zu unserer deutschen Welt. Es strebt nach einer Centralisation, ohne den Widerwillen, ohne die Centrifugalkraft des deutschen Lebens überwinden zu können. Es denkt sich zuweilen das Haupt, aus dem die Minerva mit Schild und Speer herauspringen soll, und sieht sich dann plötzlich von den Füßen verlassen. Es geräth nicht bloß mit dem ganzen Deutschland, sondern selbst mit den Provinzen in Widerspruch, welchen es sich als Hauptstadt voranstellen will und muß sich dann häufig, indem es sich universal dünkt, mit einer Localwelt begnügen. In Berlin hat sich der Civilisationsgedanke mannichfach bis zur Ermüdung, nicht bloß zum Zweifel, sondern

sogar bis zur Verzweiflung durchgearbeitet und mit einem spöttischen Lippenzucken, mit einer höhnischen Achselbewegung blickt er vom Schafgraben auf die weiten deutschen Lande hinaus, wo noch die Gefühle in Glaube, Liebe und Hoffnung auf althergebrachte Weise sentimental und melancholisch verschwimmen. Berlin hat das Schicksal einer modernen Großstadt, aber einer Großstadt, deren sociale und geistige Welt sich unter den Formen eines absoluten Regierungsprincipes entwickeln und verbergen muß. Der Civilisationsgedanke kann sich hier nicht frei und in den Formen der That entfalten, sondern er muß die Formen des Gedankens suchen, er kann hier weniger in seinen einzelnen Momenten sich praktisch darstellen, als sich in das stille Gebiet des Absoluten begeben, kritisiren, zweifeln, verzweifeln. So hat Berlin vor allen Städten den Charakter der Kritik und es beweist ihn auf alle Weise, nach allen Richtungen hin, wo und wie es nur kommen mag. Es thut nichts, es handelt nicht, es producirt nicht, aber es zerlegt, es zerlöst, es zertümmert, vernichtet. Stolze Schiffe, deren Flagge man überall in Deutschland respectirte, sind hier plötzlich zu traurigen Wracks zusammengesunken, Berlin wurde für sie plötzlich ein Magnetenberg, der alles Eisen aus ihnen heraus riß. Großartige Illusionen und Pläne wurden hier Gegenstand des Sportes und des Witzes, Anläufe zum Handeln, Productionsversuche ziehen in Zerfahrenheit und vor der Kraft der unerbittlich kritisirenden Bewegung in ein leeres Nichts auseinander. Was in den höheren Stufen der Gesellschaft mehr oder minder ein Berufsein ist, das ist auf den untern ein Instinct, selbst der Berliner Indifferentismus verhält sich kritisch zu Allem, was ihn umgibt und wenn er nicht denkt, so weiß er doch mit großer Maulfertigkeit zu raisonniren. Von der stolzen kritischen Einsamkeit eines Bruno Bauer bis zu der Nergelei des Droschkenkutschers und des Sandfuhrmannes führt eine und dieselbe berlinische Ader. Männer, die auf ein Dogma schwören wollen, Dichter, die sich in der Romantik über das Leben täuschen wollen, Priester, die mit Predigten und Kirchengebeten für das Heil der Seele zu sorgen gedenken, Staatsmänner, die Alles mit einem Messer rasiren möchten, Journalisten und Schriftsteller, die den Glauben für ihre Beredsamkeit verlangen, Menschheitsbeglucker, die ihre Illusion als Paraded Pferd reiten möchten, gutmüthige, stille, sanfte Seelen, die vor einem gegenseitigen Zerstörungsprozeß zurückschaudern, werden den Prozeß, in welchem Berlin sich fortwährend bewegt, als trostlos und widerlich darstellen, aber, trotz alle dem, hat er eine nicht geringe Bedeutung. Diese Bedeutung ist keine productive, sondern eine kritische, keine schöpferische, sondern eine zerlegende und sie zeigt sich ganz besonders in einem nie ruhenden Kampfe gegen alles Autoritätswesen auf dem Gebiete des Geistes, so wie in einer Leugnung aller politischen und socialen Illusionen, an denen unsere Gegenwart so reich ist, und in einem unermüdblichen Nachweis ihrer Schwächen. Immerhin mag man auswärts sagen, in Berlin werde nur deshalb so strenge von den allgemeinsten Standpunkten aus kritisirt, weil man sich dort ohnmächtig zur That und concreten Production fühle, man wird durch eine solche Behauptung — selbst wäre ihre Wahrheit zugegeben — den

Nutzen und die Wichtigkeit einer solchen Kritik nicht ableugnen können. Berlin hat allzuhäufig durch seine Kritik ganz Deutschland in Schach gehalten und die Kritik in Berlin hat jedenfalls schon eben so viel gethan, als man auswärts mit allen schönen, scheinbaren, großartig beginnenden und klein endenden Thaten thun konnte.

Die größte Schwäche Berlins, die häufigste Folge so vieler Verirrungen und Mißverständnisse aber, ist das Geheimniß, die Geheimnißthuerei, das Dunkel, welche auf Berlin und seinen Zuständen ruhen. Der Civilisationsprozeß, welchen Berlin nach allen Richtungen des Lebens durchmacht, würde weit kräftiger erscheinen und mit ganz andern Augen angesehen werden können, als es jetzt geschieht, wenn sich bei uns nicht alles hinter die Mythen verkröche und zum Theil, aus staatlichen Rücksichten, verkriechen müßte. Würde mit einem Male der Deckel weggenommen, welcher den großen Topf bedeckt, man würde erstaunen, was in Berlin vorgeht und wie diese Stadt sich entwickelt hat, um welche Fragen es sich in ihr handelt und wie sich in dem fürchterlichen Zerstörungsprozeß unserer praktischen und theoretischen Kritik allenthalben die schwächern Elemente eines neuen Werdens zeigen. Was Berlin ist, was es in sich verarbeitet, was es werden kann, das erfährt man nur durch das Leben selbst, durch das schmiegsame Schlüpfen hinter die Decken und Vorhänge, welche bei uns überall das Licht zurückhalten; unsere Presse ist eine Lügnerin, eine thatsächliche Unwahrheit. Durch sie ist Berlin nicht kennen zu lernen. Wer sich durch die Vossische Zeitung über Berlin orientiren wollte, bliebe ein Dummkopf. Und die Correspondenzen auswärtiger Blätter, mit denen Berlin so reich und überreich, in einem so vorwiegenden Maße über alle andern deutschen Zustände gesegnet ist? Auch sie können nicht die richtigen Führer werden. Einestheils sind sie lose schlotternde Notizen, die eben nur deshalb dem deutschen Publicum interessant werden, weil sie aus dem Herzpunkte Preussens kommen, andererseits wird die Wahrheit und Vielseitigkeit der Zustände durch die verschiedenartigsten Parteiinteressen ganz nach Belieben entstellt. Berlin wird in den meisten Berichten und Correspondenzen immer noch vom „düstern Keller“ aus gesehen und trotzdem, daß die Augen in Deutschland so vielfach auf Berlin gerichtet sind, ist es in seiner innern Entwicklung, in seiner kritischen Bewegung, in seinen socialen Prozessen immer noch eine große terra incognita geblieben. Es fehlt nur ein Werk, welches durch Geist, Kenntniß und Studium das eigentliche Berlin dem großen Publicum einubeln und dadurch theils Vorurtheile lösen, theils bestätigen würde. F.—

2.

Französische und deutsche Recensenten. — Berliner Sängerrinnen in der Fremde. — Döring. — Bäume und Spötter.

Unsere 10 Wochen alte „Abeille“ (Redacteur en chef Mr. le Professeur Duvier) scheint den herben Lohn des Undanks von den Kunstreitern Guzent et Lejars geerntet zu haben. Himmel! wie wurden

Grenzboten, 1846. II.

diese Kunstreiter, diese schönen Reiterinnen und diese noch schönern klugen Pferde von unserer kleinen französischen Abeille mit Lob umsummt, als sie noch in der großen Bude auf dem Dönhofsplatz, nicht fern von zwei christlichen Kirchen, ihre Künste producirten. Die Revue théâtrale der Abeille, die ein Mr. de B... unterzeichnet, sprach immer zuerst, gleich oben an, von dem herrlichen Cirque Cuzent-Lejars und erst später von den Damen Lind, Albani, von den Herren Litolff &c. Und nun?! Schrecklicher Wechsel des Glückes und der Meinungen! Was lesen wir nun in der Abeille, ganz zuletzt, hinten, kurz vor dem Redactionsstrich? — So lautet's nun: Les chevaux des Mrs. Cuzent et Lejars piaffent en ce moment à Leipzig avec le plus grand succès.“ Nun müssen's die Pferde entgelten, wenn ihr Reiter sich undankbar gegen einen überschwänglichen Lobhudler gezeigt.

Wenn der Genuß an die Leistungen der Jenny Lind einem gescheidten Menschen durch irgend etwas verleitet werden konnte, so war es durch die übertriebenen, nicht selten förmlichen, albernen Lobhudeleien in den hiesigen Zeitungen, namentlich der Bossischen und Spenerschen. Auch jene Aufgaben, die Fr. Lind nach der ganzen Natur ihrer Anlage und dem schwächlichen Material ihres Organs nur ungenügend lösen konnte, Rollen wie Donna Anna, Bestalin, Euryanthe, Valentine, wurden von diesen unfreien Feuilletonisten als etwas Vollendetes gepriesen. Daß ein gewisser philosophischer Seiltänzer nicht endlich gar über den „sittlichen Ernst“ und die „künstlerische Würde“ der Supons der schwedischen Sängerin schrieb, muß als ein Zufall, wenn nicht als eine Mißgunst der Censur betrachtet werden. Aber auch jetzt noch quaken und coaren diese kritischen Lobfrösche und sind bemüht, den wiener Enthusiasmus für Mlle. Lind in unsern Zeitungen auszubeuten. Weshalb? Oder war es nur um's bloße Coaren!? Fast täglich liest man in den hiesigen Zeitungen bis zum Ekel sich wiederholende Notizen über Künstler, die hier gesungen, gespielt, getanzt, gepfiffen, gesprungen, nachdem sie Berlin verlassen, um auswärts Geld oder Ruhm, oder nichts von Beiden zu ernten. Jetzt sind folgende in der Lobmühle: Fr. Lind, die in Wien singt, Mlle. Luczel, die in Danzig, Stettin, Magdeburg, Dresden &c. singt, Mlle. Polin und Hr. Gasperini, Ballettänzer zweiten Ranges, die in Breslau ihre Sprünge machen, und endlich ein Berliner Stadtkind, Hr. Aug. Möser, der vor Monaten in Kopenhagen einige Mal applaudirt worden sein soll, und in der That sehr brillant Geige spielt, wenn auch ohne Genie und Grazie.

Daß engagirte Tänzerinnen und Sängerrinnen eine gewisse Sorte von Verehrern und Anhängern haben, die aus den zartduftenden Briefen der ferne gastirenden solche kleine, aber derbe Lobhudeleien in die hiesigen Zeitungen, unter der Firma „Breslau“ oder „Danzig“ oder „Dresden“ zu bringen wissen, kann nicht befremden, und für Stadtkinder besorgen es Eltern und Vormünder. Allein befremden muß es, daß über einen Künstler wie Döring, der wohl etwas mehr werth ist, als ein halbes Duzend solcher Tänzerinnen und Sängerrinnen, bis jetzt keine solche Notizen aus der Ferne in unsern Zeitungen zu finden waren.

Döring hat in Königsberg und Danzig wirklich mit glänzendstem Erfolge Gastrollen gegeben. Seit Ludwig Devrient und der großen Sophie Schröder hat in jenen östlichen Hauptstädten Preußens kein Schauspieler ein ähnliches Interesse erregt, und wir wüßten auch keinen, der es mehr verdiente, als eben Döring, der in den Wandlungen des Humors und der Charakteristik unübertroffen dasteht. Warum also schweigen unsere lieben Zeitungen von ihm und über ihn!? Freilich schreibt er keine Briefe an Redactionen, an Liebhaber, an Verwandte, mit dem Winke, sie doch ja für Zeitungsnotizen zu excerpiren; allein die diesseitigen Redactionen, welche die Zeitungen aller preussischen Hauptstädte halten und für die eigenen benutzen, sollten unaufgefordert, neben jenen grund- und bodenlosen Lobhudeleien, wenigstens kurz bemerken, daß auch der Künstler, den die berliner Hofbühne mit Stolz den ihren nennt, sich auswärts der größten Anerkennung seines außerordentlichen Talents erfreut. Das wäre wenigstens nicht mehr als recht und billig und anständig zugleich.

Der König soll es gerne sehen, daß die langen, langweiligen, schattenlosen Straßen Berlin's mit Bäumen bepflanzt werden, die auch dem unerträglichen Staube in etwas wehren, indem sie ihn auffangen. Kaum fangen nun einige Hausbesitzer an, vor ihren Häusern einige Bäumchen in die Erde zu senken, um den eben so poetischen als praktischen Wunsch des Königs zu realisiren: gleich kommt da so ein ächter berliner Staub- und Weißbierphilister mit einer Zeitungsannonce und moquirt sich über diese Neuerung. Vor mehreren Jahren, vor dem Regierungsantritt des jetzigen Monarchen, war es nämlich nicht nur verboten, Bäume in den Straßen zu pflanzen, sondern die vorhandenen wurden sogar beseitigt.

H.....

IV.

Aus Paris.

Ein Artikel der Grenzboten. — Comte und Thiers. — Ibrahim Pascha. — Theater. — Die schöne Jüdin.

Die conservative Revue *Le Correspondant* bringt in ihrem letzten Hefte den von den Grenzboten (*Le Messager des frontieres*) mitgetheilten Brief eines Reisenden über die Vorgänge in Galizien. Der Verfasser nennt ihn *cadet de sa famille*, *officier instruit*, *écrivain ingenieux*, *qui après avoir figuré avec éclat dans le parti libéral de la Hongrie et manifesté les sympathies les plus vives en faveur de la Pologne, vient de sceller sa paix particulière avec le gouvernement autrichien en embrassant publiquement sa défense* *). Den Artikel selbst leitet der *Correspondant* unter andern mit folgender

*) Der *Correspondant* scheint also wieder eine ganz andere Persönlichkeit als die Allgemeine Zeitung, als Verfasser jenes Artikels, zu vermuthen. Wir können ihm jedoch die Versicherung geben, daß mit Ausnahme des *officier instruit* und des *écrivain ingenieux* (dürfte wohl heißen *distingué*) seine ganze übrige Bezeichnung durchaus nicht paßt.

D. Red.

Bemerkung ein, die ich Ihnen auch am liebsten in französischer Sprache wiedergebe: Il faut laisser les cruautés gratuites aux gouvernements absolus: c'est à l'Autriche à se débattre contre les effets de sa terrible responsabilité dans les événements de la Galicie. Ich theile Ihnen dies nur darum mit, daß man in Deutschland sehe, wie die für die Polensache durchgängig begeisterte französische Presse auch auf Stimmen aus dem jenseitigen Lager horcht, wenn sie ihr achtbar erscheinen. Freilich scheint der Correspondant jenen Artikel, oder vielmehr seinen Verfasser mißverstanden zu haben. Aber bornirte Nationalitätsausbrüche, professorische Kanzelklopfereien, à la Wuttke, werden freilich nie beachtet werden, auch von einem sonst so conservativen Blatte nicht, wie der Correspondant ist. Ich kann Sie versichern, daß selbst jene Deutschen, die, je länger sie in Frankreich sind, desto nationaldeutscher werden, sich dieser Wuttke'scher Ausbrüche geschämt haben. Wenn man einige Zeit in Frankreich ist, vergißt man, daß dergleichen Dinge noch möglich sind und erschrickt, wenn man sie von Zeit zu Zeit am grauen Horizont der deutschen Zeitungen wieder auftauchen sieht.

Unsere Weltgeschichte ist, seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, wenig oder gar nicht vorgerückt. Die Kammern votiren schnell eine Eisenbahn nach der andern und sorgen auf dieser gewiß für ihren Säckel und vielleicht für's Land. Herr Dupin hat die Verhandlungen darüber in wenigen Monaten charakterisirt: für mich diese Eisenbahn, für dich jene Eisenbahn, für Euch jene andern; Ihr seid gut für mich, ich zeige mich gefällig für Euch. Stimmen wir einer für den Andern. Die Kammer lachte, ließ sich aber nicht stören.

Lecomte's Prozeß ist in ein zweites Stadium getreten. Herr Pasquier konnte nichts aus ihm herausbringen und nichts in ihn hineinbringen, auf was, wie ich Ihnen unlängst schrieb, eigentlich mehr ankommt, als auf jenes. Lecomte war gegen den Pair barsch und grob. Da übernahm Herr Decazes, der ehemalige Polizeiminister aus den erfahrungsreichen Zeiten Ludwigs XVIII., die Untersuchung, und siehe, die Sache geht. Er hat Lecomte's Kerker in ein wahres Capua umgewandelt, und gibt ihm zu essen und zu trinken, so viel und so gut er will. Haben doch Hannibals stürmerprobte Schaaren solchen Verweichlichungen nicht widerstanden, wie sollte es ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts? Lecomte ist wirklich endlich weich, nachgiebig, gefällig und geschwägig worden, und plaudert was ihm einfällt, ohne daß er weiß, daß jede Sylbe genau verzeichnet wird! Ihm schadet es freilich nicht, aber Herrn Thiers und der Opposition! In Kurzem wird das harmlose Wörtlein *Le roi règne et ne gouverne pas* und die Nachmittagsplaudereien Lecomte's so unter einander gebraut sein, daß es dem geschicktesten Chemiker unmöglich sein wird, eins vom andern zu scheiden. Und das gerade vor den Wahlen! Hat es jemals eine unmoralischere Politik gegeben? und das ist die Politik des Herrn Guizot, der seiner verstorbenen Frau half, als sie die moralischen Bücher für die Jugend schrieb, und der ihr an ihrem Todtenbette mit hoher Stimme aus Wosfuet vorgelesen. Ja, ein Ministerportefeuille, c'est une lettre empoi-

sonnée! sagte ein geistreicher Franzose. Der arme Thiers, man hat Mitleid mit ihm, denn er ist eßt so liebenswürdig, wie einst, da er die Journalistenfeder ergriff, denn freilich ist er heute wie damals von der Ministerbank gleich weit entfernt. Lesen Sie die leitenden Artikel des Constitutionnel, das ist ganz der alte Journalist von 1830. Nur mit dem Artikel über den La Plata hat er sich blamirt, denn er sagt im Grunde nichts anderes, als: Ich habe als Minister eine Dummheit gemacht, geht hin und thuet desgleichen. Auch Herr Guizot schießt gewissenhaft seine Böcke. Er spricht von „moralischen Einflüssen“ auf die kindlichen Gemüther der Marokkaner (da haben Sie wieder den moralischen Kinderschriftsteller) und schlägt den Besuch Ibrahim Paschas so hoch an, wie den Kriegszug Napoleons nach Egypten. Der gute Pascha, dem all' dieser Lärm de l'Hebreu vorkommen muß, ist und trinkt indessen gut auf dem Hotel de Ville, bei Hofe, bei Herrn Guizot und Herrn Duchatel und vergißt die Gebote des Propheten bei Champagner und Burgunder. Vorzüglich letzterer soll ihm sehr munden. Wenn man ihn so sitzen sieht, den wilden Mohren hinter sich, wer denkt da nicht an Freiligraths Gedicht Scipio, das mit den Worten anfängt: Massa, du bist sehr reich, und mit dem schauerlichen „Menschenfleisch“ schließt.

In den Theatern drängen sich die neuen Stücke. Gentil-Bernard, der mit Fräulein Dejaset den Variétés noch immer volle Häuser macht, reizte zu Nachahmungen und nun prangen noch ein Gentil-Jobard und ein Gentil-Gaillard auf den Theaterzetteln. Es geht hier mit den Stücken, wie in Eöln mit dem einzig ächten cölnner Wasser. Im Theater français gefällt ein neues Lustspiel Une nuit au Louvre. Es ist nichts, als die neue Bearbeitung derselben Anekdote, die vor ungefähr neun Jahren unter einem andern Titel auf derselben Bühne dramatisirt wurde. Nur ist dieses Mal die Intrigue reicher und die Personen sind interessanter. Es spielt unter Carl IX. und Heinrich IV., Margarethe von Valois und Catharine von Medicis sind die Helden. Heinrich IV. liebt die ihm durch die Politik bestimmte Braut Margarethe von Valois nicht, sondern die Ehrendame Charlotte de Samblancay. Catharine von Medicis haßt ihn und sucht ihn durch ein Manuscript zu vergiften. Aber schon im zweiten Acte verliebt er sich in Margarethe, verläßt das Ehrenfräulein und öffnet im dritten Acte das Manuscript nicht! — So endet Alles gut und das Stück ist aus. Das Stück wird übrigens, wie man es von den Schauspielern des Theater français erwarten kann, schlecht gespielt.

Vor dem Caffé Frascati wird seit einigen Tagen nicht mehr Queue gemacht, denn la belle limonadière, dervetwegen es bisher geschehen, ist entthront und hat einer andern Platz gemacht, die den Parisern nicht so recht zu gefallen scheint. Ich für meinen Theil bin anderer Ansicht. Mir hat die erste nie recht gefallen. Sie ist zwar eine orientalische Schönheit, eine wahre schöne Jüdin, aber doch dumin, leblos und gelangweilt, wie eine Ddaliske, während die jetzige eine schöne, feurige Coquette ist. Indessen — Jeder hat seinen Geschmack und ich will darum den Parisern nicht den Krieg machen. Auch der Kaffeewirth scheint anz

derer Meinung gewesen zu sein, denn er hat die schöne Jüdin endlich geheirathet. Aber seitdem ist sie nicht mehr im Caffé zu sehen, denn er hält sie sorgfältig unter Schloß und Riegel.

V.

Aus Wien.

Der Geheimnißvolle. — Der Selbstmord im Burgtheater. — Taktlosigkeit der Direction. — Das Franzensdenkmal. — Pikante oder ungläubliche Schniger. — Jenny Lind und Eichatschek. —

Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen schon im verflossenen Jahre über die mystischen Verhältnisse des Herrn Büky von Felsöbük schrieb, welche dormalen fast alle deutschen Blätter in Anspruch nehmen und dabei erwähnte, daß derselbe der österreichischen Botschaft in Paris beigegeben werden sollte. Als vor einigen Tagen Graf Appony aus Frankreich hier anlangte und nach kurzem Aufenthalt in der Residenz auf seine Güter im Tolner Comitate reiste, passirte er auch Preßburg, wo sich Herr Büky befindet und stattete demselben einen Besuch ab, wobei er im Auftrage des Königs der Franzosen die Einladung nach Paris wiederholte, wo für ihn im kgl. Palais eine Wohnung eingerichtet sei. Der räthselhafte Schimmer, welcher die Stellung dieses Emporkömmlings umgibt, der ohne bedeutendes Talent und ohne eine eclatante Leistung plötzlich zu unerklärlichen Ehren emporstieg, gewinnt neuerdings durch die Verleihung des Commandeurkreuzes vom sicilianischen Ferdinand Civilverdienstorden, womit Herr Büky von Seite des Königs von Neapel bedacht wurde und die ganze europäische Presse hat da eine Nuß aufzuknacken, die noch manche Journalspalte ausfüllen wird.

Weil ich schon einmal im Gebiet des Geheimnißvollen weile, so muß ich auch der seltsamen Selbstmordsgeschichte Erwähnung thun, die sich am 16. Mai, Abends, während der Vorstellung des deutschen Kriegers von Bauernfeld, im Hofburgtheater zutrug und unerhörtes Aufsehen erregte. Bei der Scene, wo der Kurfürst von Sachsen auf einen Hasen schießt, knallte fast gleichzeitig mit dem Schuß auf der Bühne ein Pistolenschuß im Parterre und in der vierten Reihe der Sperrsitze sank plötzlich ein junger Mann mit zerschmettertem Schädel einer nebenstehenden Dame aus Frankfurt in den Schooß, so daß die Halbbohnmächtige ganz mit Blut übergossen wurde. Die Nahesitzenden entfernten sich aus dem Hause und besonders ergriffen die Damen sehr eilig die Flucht und da Niemand sich dazu verstand, die Leiche aus den Vorderreihen wenigstens bis zur Thür zu tragen, so bemächtigten sich zwei Offiziere des Todten und zerren ihn bis zur Parterrethüre, wo ihn die Wache übernahm. Obschon nun der größere Theil der Zuschauer sich entfernt hatte und die Fortsetzung der Vorstellung süglich hätte unterbleiben können, so fand es die Direction doch für gut das Stück, trotz der mit Blut und Gehirn bespritzten Wände und Bänke, zu Ende spielen zu lassen und legte dadurch keinen glänzenden Beweis ihres Zartgefühls ab, indem sie den kleinen Ausfall der Theatercaffé, der ihr durch Vertheilung von Re-

tourbilleten für die nächste Vorstellung an den noch anwesenden Theil des Publicums etwa erwachsen wäre, höher anschlug, als eine solch rohe Verletzung des allgewöhnlichsten Schicklichkeitsgefühls. Die öffentliche Neugier war inzwischen durch den Umstand, daß Niemand den Selbstmörder erkannte, auf's höchste gesteigert und das Gerücht trug sich mit den abenteuerlichsten Dingen herum, wornach der Unbekannte bald ein flüchtiger Pole, bald ein durch die bevorstehende Vermählung der Schauspielerin Enghaus mit dem Dramendichter Hebbel zur Verzweiflung gebrachter Anbeter der Erstgenannten sein sollte, bis sich zuletzt in der polizeilichen Untersuchung herausstellte, daß der Erschossene Niemand anderes, als — ein Tischlergeselle aus Gerikowitz in Mähren sei, Namens Franz Krczil, den Unzufriedenheit mit seiner Lage und die Sucht Aufsehen zu erregen, bewogen haben mochte, seinem Leben in der gemeldeten Art ein Ende zu machen. Daß unbefriedigte Eitelkeit und ein kränkhaftes Begehren nach Deffentlichkeit dabei im Spiele waren, erhellt schon aus dem charakteristischen Zustand seines Anzugs, denn neben einer eleganten Kleidung trug er zerrissene Stiefeln und obzwar eine Uhrkette am seidenen Gilet blitze, so fehlte doch die Uhr, deren Stelle ein Taschmesser verfab. Ohne Zweifel faßte Franz Krczil den Entschluß, sich im Parterre des Burgtheaters, unter einem vornehmen Sperrsißpublicum, zu entleiben, lediglich aus dem Grunde, um mindestens im Augenblick des Todes jenes Aufsehen zu machen, das im Leben zu erregen ihm nimmer gelingen wollte. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß um dieselbe Zeit ein anderer Handwerker gleichfalls an einem öffentlichen Vergnügungsorte sich erschofs, nämlich in Dommayers Casino zu Hizing; in festlicher Kleidung, nach einer guten Mahlzeit, bei Schall der Tafelmusik setzte er sich die kalte Mündung an die heiße Stirn. Fast scheint es, als sei diese seltsame Art des Selbstmordes, mitten im schäumenden Genuß des Daseins, eine durch die hier in allen Klassen herrschende Genußsucht und üppige Lebensanschauung bedingte Form der gewaltsamen Weltentfugung. Auf diese Weise spricht sich bei uns das sociale Mißbehagen aus, welches sich in die meisten Sphären der Gesellschaft eingenistet hat und anderswo in Bestrebungen communistischen Umsturzes zu Tage tritt.

Das Monument für den verstorbenen Kaiser Franz soll endlich am 16. Juni, als dem Erinnerungstage des feierlichen Einzugs des verstorbenen Monarchen nach dem pariser Frieden, enthüllt werden und wie es heißt, dürften die Könige von Preußen, Sachsen, Baiern und Neapel der Feier beiwohnen, für welche denn auch bereits Denkmünzen ausgeprägt werden, zur Vertheilung an die Höfe, nämlich 4 goldene, 500 aus Silber, 800 von Bronze. Ueber das Denkmal selbst, dessen Arbeiten sich ganz unbegreiflicher Weise durch volle 10 Jahre hinzogen, gehen die unglaublichsten Gerüchte und man ist allgemein der Ansicht, daß etwas Gelungenes nicht zu erwarten stehe und wenn man das Franzensmonument in Grätz zu Rathe zieht, das gleichfalls ein Werk Marchesi's ist, so scheint diese Ahnung wohl hinlänglich gerechtfertigt zu sein. Uebrigens befindet sich das Standbild noch gar nicht hier, sondern wird erst in den nächsten Tagen hier eintreffen, dagegen hat man bereits Gelegen-

heit, sich an den plastischen Schönheiten der vier symbolischen Figuren zu weiden, welche den Steinwürfel umgeben und die an den größten Fehlern leiden sollen. Diese Gestalten kamen in einem Zustande an, die allgemeine Verwunderung erregt, denn sie waren mehr befleckt als bronziert und als man sich die Mühe nahm und die ungerathenen Söhne der Muse säuberte, so entdeckte man, daß eine der Figuren aus etlichen Bruchstücken zusammengesetzt war. Ein anderes Mißgeschick begegnete dem in der Geschichte seines Vaterlandes nicht eben sehr unterrichteten Meister, als er in einem der zur Schmückung der Seitenflächen bestimmten Basreliefs die Gründung der Staatseisenbahnen verherrlichte, (?? während doch selbst der oberflächlichste Zeitungsleser recht gut weiß, daß die Idee des Staatseisenbahnbaues sechs Jahre nach dem Tode des Kaisers Franz in's Leben trat. In der Verlegenheit wußte man sich nicht anders zu helfen, als indem man das anachronistische Basrelief schnell nach Prag sandte und im dortigen Bahnhof einmauern ließ, wobei man sich natürlich die Miene gab, daß man diese Verherrlichung der Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Prag einzig zu dem angebotenen Zweck habe anfertigen lassen. Wie man sagt, so ist dem Bürgermeister Szopka das Ansuchen, die im Amalienhofe zu errichtenden Tribunen zum Besten wohlthätiger Anstalten vermietthen zu dürfen, abgeschlagen worden und in Betracht dessen, daß innerhalb der Mauern der Kaiserburg die magistratische Autorität keine Geltung hat, mit vollkommenem Recht. Doch ist leider zu befürchten, es werden die Tribunenplätze doch verschachert werden, mit dem einzigen Unterschiede, daß das Geld statt in die Cassen der Wohlthätigkeitsinstitute, in die Taschen der Hofdienerschaft fließen wird, die bei solchen Gelegenheiten einen empörenden Billethandel zu treiben pfllegt.

Der Geschichtschreiber Böhmens, Herr Polacky, ist aus Prag hier angekommen und gedenkt sich nach Pesth zu begeben. Später wird dieser gediegene Historiker, welcher wegen seines czechischen Patriotismus in der letzten Zeit mannichfache, ziemlich unglimpfliche Angriffe erfahren hat, auf ständische Kosten eine größere Reise durch Süddeutschland und die Rheingegenden antreten, um die dortigen Büchereien und Archive zum Behuf der Aufhellung der Hussitenzeit zu durchforschen. Sein großes Geschichtswerk über Böhmen schreitet rüstig vorwärts und wird, wenn er sich die nöthige Geistesfrische bewahrt, eine bleibende Zierde der böhmischen Literatur bilden, der es trotz der deutschen Sprachgewendung angehört. Bei der tiefen nationalen Bedeutung, welche eine tüchtige Volksgeschichte hat, ist die Arbeit Polacky's von mehr als literarischem Interesse und kann mit Recht für eine politische That des erwachten slavischen Nationalbewußtseins in Böhmen gelten.

Zuletzt muß ich noch der Triumphe erwähnen, die Jenny Lind im Theater an der Wien feiert. Im Freischütz und in der Nachtwandlerin gefiel sie am meisten, am wenigsten in der Norma. Tichatschek dagegen erfreut sich keiner günstigen Aufnahme, denn sowohl seine abgeblähte Tenorstimme, als das gezierte, unnatürliche Spiel, dem alle Wahrheit

mangelt, sind nicht geeignet, die Sympathie eines Publicums zu gewinnen, das Erl und Frascini gehört hat.

VI.

Die böhmische Ständeverammlung.

Prag im Mai.

Wieder eine Versammlung der böhmischen Stände ist vorübergegangen, wir sahen die Herren zehn Tage hindurch in glänzenden Uniformen und rebus gestis zum gemeinsamen Mahle fahren, ohne Neid wie ohne Hoffnung auf Resultate der Versammlung und der Debatten; auch waren diese, wie bisher verlautet, sehr ruhiger Natur, die traurige Improvisation der samatischen Standesgenossen und ihre Folgen, mochten wohl bedeutend zur Beruhigung der Gemüther beigetragen haben, man schiebt die Wiederaufnahme unfruchtbarer Plänkeleien für ruhigere Zeiten auf, und mag die liebe Robot gewaltsamer Aufhebung von Staatswegen nicht bloß stellen.

Ein Redner, sonst Chef und Leiter der Opposition, auch diesmal sich treu geblieben, ward von seinem Anhang emsig verlassen, man desavouirte selbst frühere ihm gemachte Zugeständnisse, man schob seine Anträge — von denen mancher lobenswerth — als gefährlich gewordenen Spielzeug schein zur Seite.

Die früherhin angeregte Frage, wie der Bürgerstand verfassungsgemäß im Landtage zu vertreten sei, ward friedlich und ganz anders gelöst, als dies von der Opposition gewünscht worden.

Zur Zeit der Landesordnung, welche anbefahl, die vier prager Städte und drei privilegirte königliche Städte Böhmens, hätten den Landtag durch ihre Bürgermeister zu beschicken, waren die Bürgermeister und Räte der Städte von der Gemeinde wählbar, auch hatten damals die vier Stadttheile Prags abgesonderte Magistrate — unter Joseph II. Regierung, welche überhaupt von dem Ständewesen wenig Notiz nahm, wurde die Wählbarkeit der Municipalbeamten aufgehoben, und ein gemeinsamer Magistrat für Prags Stadttheile eingesetzt; die privilegirten Städte Pilsen, Budweis und Kuttenberg hielten es nicht der Mühe noch der Kosten werth, die pro forma Landtage durch die Anwesenheit ihrer Consuln zu verherrlichen, und so kam es, daß, seit Leopold des zweiten Ableben, nur der Bürgermeister und Vicebürgermeister nebst zwei Räten des prager Magistrats — durchaus vom Staate angestellte und absehbare Beamte — im Landtage erschienen, und in der Regel nur ein Curialvotum abgaben, wiewohl bisweilen, wenn das dem Vorsitzenden eben paßte, ihre Bota vierstimmig gezählt wurden. —

Dies vierstimmige Votiren hatte im vorigen Jahre zu lebhaften Protestationen, zu bittern Worten gegen den Vorstand Veranlassung gegeben, und endlich zu dem Beschlusse geführt, dieses anomale Verhältniß der städtischen Repräsentation nach historischem und verfassungsgemäßem Rechte zu ordnen. Zunächst war der Wunsch vorherrschend gewesen, die

besoldeten, von der Regierung abhängigen Bürgermeister und Räte, welche stets pro domo sua — nämlich für die Regierungsinteressen — stimmten und stimmen, zu entfernen und gewählte Repräsentanten der Städte zu beantragen, wenn auch nicht in Sympathie für das Bürgerthum, sondern mehr wohl deshalb um ein Oppositionselement mehr zu gewinnen, — doch ließ man diesen Antrag in letzter Versammlung fallen, welche auch die Regierungsgenehmigung nimmer erlangt haben würde, denn solche radicale Aenderung, als Embryo des Repräsentantenprincips, könnte weiter greifen — welch' Schreckgespenst für Wien! Man begnügte sich diesmal, anzuerkennen, jede der vier prager Städte, und jede der drei privilegierten Städte sei als besonderer Landstand zu betrachten, durch die bisherigen Repräsentanten im Landtage zu vertreten, und jedem derselben stehe ein Virilvotum zu.

So wird denn künftighin die Regierung auf sieben wohlbesoldete Bürgerstimmen mit Brühigung zählen können, und die Städte, deren eine im Landtage verfassungsgemäß nicht mehr wiegt, denn ein Herr Ritter, wenn noch so trauriger Gestalt — erhalten ihre Repräsentanten von der Regierung ernannt. Herrlicher Fortschritt!

So wäre denn die ständische Opposition, nachdem sie bisher so viel Lärm um nichts geschlagen, gar plötzlich friedsam geworden im Hinblick auf die improvisirte Kaisergarde zu Larnow, deren todtschlägerischer Heldennuth gegen Wehrlose, durch Tradition auch den Bauern Böhmens zu angenehmer Kenntniß gekommen ist, und zur Folge gehabt hat, daß bisher an drei Orten in Prags Nähe die Robotleistung durch Militärgewalt und rechtliche Stockstreichspenden hat erzwungen werden müssen.

Den Rittern graust etwas vor ihren Hintersassen, und so zerfällt das isolirte Ständestreiben, dem es an jedem Halt gebrach, da es nicht fußen konnte nach unten, da es den Kampf begann nach oben, und die Herren Stände werden wohl in Kurzem wieder darauf reducirt sein, blos ihr Theater zu regieren, dessen Beherrschung ihnen Niemand streitig macht — und dem Bürger, dem Bauer wird der zweifelhafte Trost, mit dem Ritter unter gleicher Scheere zu stehen.

—w—

VII.

Verteidigungsschrift zweiter Instanz für den Schriftsteller Feodor Wehl wegen Majestätsbeleidigung. *)

Der Schriftsteller Feodor Wehl, welcher durch das Erkenntniß des hiesigen königlichen Criminalgerichts vom 8. September er. wegen einer in seiner Schrift: „der Teufel in Berlin“ angeblich enthaltenen Maje-

*) Herr Feodor Wehl ist so eben auch in zweiter Instanz zu 6 monatlicher Festungsstrafe verurtheilt worden. Wir theilen hier die Verteidigungsschrift mit, die sein Advocat der zweiten Instanz überreicht hat, weil daraus die Futilität des Gegenstandes, der in Preußen zu einer Anklage und Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung Veranlassung gibt, am klarsten veranschaulicht wird.

Die Red.

stätsbeleidigung mit 9monatlicher Festungsstrafe belegt ist und mich zu seinem Vertheidiger erwählt hat, ersuchte mich vor Durchsicht der Untersuchung-Acten und vor dem Unterredungstermin die incriminirte Schrift einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, um in derselben mit unparteiischen Augen die angeschuldigte Majestätsbeleidigung entweder zu finden oder zu vermissen. Mit voller Ueberzeugung kann ich mein Urtheil, was der hohe Appellationsrichter mit mir theilen wird, dahin aussprechen, daß ich bei aller Sorgfalt in der Schrift keine Aeußerung über die Person und Handlungen Sr. Maj. unseres Königs, welche die Ehrfurcht gegen denselben verletzt und in dieser Absicht in der Schrift veröffentlicht ist, also keine Majestätsbeleidigung im Sinne des §. 200, Tit. 20, Thl. II. des N. L. R. entdecken konnte; ich will nicht in Abrede stellen, daß mir die Stelle S. 26 und 27, das Gespräch der beiden berliner Bürger auffiel und die Vermuthung in mir erzeugte, daß dies die incriminirte Stelle sei, da ich sonst keine andere gefunden, welche möglicher Weise eine Majestätsbeleidigung enthalten könnte, da mir jedoch die Aeußerung:

„Es fiel mir blos in, daß man uf dieser Weise sagen könnte, unser König setzt seine Ahnen vor die Thüre“

von gar keiner Bedeutung und der darin enthaltene Witz von keiner Seite treffend erschien, so wurde ich zweifelhaft, ob ich die incriminirten Stellen des Schriftchens nicht übersehen hätte, las wiederholentlich das letztere mit Aufmerksamkeit durch, ohne etwas darin zu finden, was ich für eine Majestätsbeleidigung hielt und schritt dann zum Actenlesen.

Die Ausführung des ersten Richters, welcher in jenem Gespräche, sowie in der Stelle der Schrift S. 29. Majestätsbeleidigungen gefunden hat, steht auf schwachen Füßen und läßt sich, als offenbar verfehlt, leicht bekämpfen.

Was die erste incriminirte Stelle betrifft, so soll darin ein boshafter, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verlegender Scherz liegen, weil eine Handlung Sr. Majestät des Königs unter einem lächerlichen Gesichtspunkte dargestellt werde. Der Grund, auf den diese Ansicht gebaut ist, ist factisch falsch, denn es ist nie davon die Rede gewesen, daß die Statuen der Könige von Preußen auf jener Terrasse aufgestellt werden sollen, noch weniger ist es geschehen, so daß also ein Scherz über eine Handlung des Landesherrn nicht vorliegt und das Strafgesetz in §. 200 Tit. 20 Thl. II. des N. L. R. gar nicht paßt. Nimmt man aber auch an, daß eine fingirte Handlung des Landesherrn der Gegenstand des Scherzes aus dem Munde eines Mannes der untersten Volksklasse sei, so läge in demselben nur dann eine Majestätsbeleidigung, wenn er in boshafter Absicht, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu verletzen, geäußert worden. Diese Absicht wird hier augenscheinlich ausgeschlossen, vor allen dadurch, daß der Scherz gar keine Schärfe hat, daß er nicht im entferntesten trifft, ja daß er eigentlich geradezu nichts sagend ist. Die Pietät, mit welcher unser Landesherr seine Vorfahren verehrt, steht historisch fest, und es ist geradezu unmöglich, daß in dem Scherze der Vorwurf eines Mangels jener Pietät liegen soll und noch vager ist

die Annahme, daß ein solcher Vorwurf beabsichtigt ist. Der erste Richter scheint einen solchen Vorwurf in jenem seiner Ansicht nach unpassenden, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzenden Scherze gefunden zu haben, indem er dafür hält: die Redensart: „Jemand vor die Thüre setzen“ bedeute in der Volkssprache: „Jemand hinauswerfen“; — ich weiß nicht, ob ihm hierin Recht gegeben werden kann, mir ist eine solche Redensart und ihre Bedeutung unter dem Volke nicht bekannt und würde ich den Worten und dem Sinne des Scherzes nach darin eben so gut die Bedeutung finden, daß Sr. Majestät der König seine Ahnen vor die Thüre seines Palastes setzen wolle, um sie jedem seiner Unterthanen öffentlich zu zeigen und mit ihnen gleichsam zu prunken. Diese Bedeutung hat meines Erachtens allein einigen Sinn und liegt der nach der Versicherung des Angeschuldigten in der Wirklichkeit gemachten Aeußerung eines Mannes aus dem Volke, dem die Pietät Sr. Majestät des Königs gegen seine erhabenen Vorfahren gewiß, wie jedem Unterthanen bekannt ist, welche Aeußerung der Angeschuldigte auf der StraÙe selbst gehört hat und weit entfernt war, sie für eine die Ehrfurcht verletzende zu erachten, höchst wahrscheinlich zum Grunde. *Judex a quo* meint, der Angeschuldigte sei sich der in dem Scherze liegenden böshaftern Absicht bewußt gewesen, denn er würde sonst nicht den Schulze und Schmidt haben auffordern lassen, den *Wiz* künftig nicht so laut zu sagen; hierin geht derselbe aber in jedem Falle zu weit, denn, es ist nicht in Abrede zu stellen, daß eigentlich jeder auch noch so harmlose Scherz, der den Landesherrn nur im entferntesten berührt, unpassend ist und Tadel verdient, daß eine Zurechtweisung desjenigen, der einen solchen Scherz äußert, stets am Orte erscheint, daraus folgt aber nicht, daß jeder solche Scherz für einen böshaftern, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzenden zu achten und daß der Angeschuldigte, durch jene Zurechtweisung des *Schmidt*, seine böshaftern Absicht documentirt hat.

Wenn der höhere Richter mir, wie ich hoffe, darin Recht geben wird, daß die *incriminirte* Stelle keinen *Wiz* enthält, der den Landesherrn verlegend trifft; daß der *Wiz* keine eigentliche Bedeutung hat, sondern nur für eine triviale flache Redensart zu erachten ist, wenn er mir ferner darin Recht geben wird (und das bin ich von seiner tiefen Intelligenz überzeugt), daß die Erhabenheit der Majestät von trivialen *Wizen* nicht berührt werden kann, und daß diese Erhabenheit durch die Würdigung der NüÙe eines solchen *Wizes* herabgezogen und herabgewürdigt wird, so kann ich demselben meinen Defendenten zum 2ten Urteilspruch getrost übergeben und seine Freisprechung wegen der ersten *incriminirten* Stelle ist unbedenklich.

Noch weniger bedenklich ist die Freisprechung des Angeschuldigten wegen der andern Stelle. Die Absicht des letztern, die Sucht bei jeder noch so trivialen Gelegenheit, bei jedem Banquet und Saufgelage, Toaste auf erhabene Personen auszubringen, diese Sucht namentlich bei einer bekannten Person: „den Unvermeidlichen“ lächerlich zu machen, die Tendenz der ganzen Schrift überhaupt, jene Person, den Dr. Hofrath F. F., der die Hauptrolle in dem humoristischen Drama spielt und dessen Frei-

ben in der Residenz zu ironisiren, leuchtet ein und schließt die Absicht, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu verletzen, zu entschieden aus, um an eine Majestätsbeleidigung nur im entferntesten zu denken. Ob der erwähnte Toast Sr. Majestät dem König hat gelten sollen, oder einer andern erhabenen Person, läßt die Stelle zweifelhaft, erscheint aber auch gleichgültig, daß aber, wie *judex a quo* meint, die Absicht des Angeeschuldigten dahin gegangen sei, über den Toast selbst zu spotten und daß an sich schon eine Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn darin liege, die Ausbringung eines Toastes auf den Landesherrn als ein Mittel, Jemand lächerlich zu machen, zu benutzen, diese Ansichten lassen sich höchstens vom Standpunkte der Polizei, diesem leider! nothwendigen Institute der Inhumanität, welches überall von vornherein jede Handlung und Aeußerung der Staatsbürger mit schwarzen Augen betrachten muß, nicht aber vom Standpunkte des Richters, der umgekehrt mit humanem Sinne von vorn herein die Unschuld präsumiren und dem Angeklagten die Schuld nachweisen muß, vertheidigen.

Nicht der Toast auf den Landesherrn überhaupt ist in der Schrift lächerlich gemacht, sondern das Ausbringen desselben bei der beschriebenen Gelegenheit, bei einem Studentengelage; diese durchaus unpassende Handlungsweise ist benutzt, Jemanden zu persifliren und dieser Tendenz kann unmöglich die boshafte Absicht untergeschoben werden, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu verletzen.

Jeden wahren Patrioten muß die Erfahrung, daß unsere Richtercollegien in einer oft noch so harmlosen Aeußerung oder Handlung Majestätsbeleidigungen, Landesverrätherei u. s. w. entdecken, mit tiefer Betrübniß erfüllen, als ein Zeichen des krankhaften Zustandes unserer Zeit, welcher den Thron unseres angestammten Herrscherhauses mit dickem Nebel umlagert hat und die Erhabenheit der Majestät nicht deutlich erkennen läßt. Das 1ste Erkenntniß erscheint mir eine Geburt dieser Krankheit zu sein; der 2te Rechtspruch wird, das hoffe ich mit dem Angeklagten, von einem mit gesunder Kraft begabten Richter gefällt werden und

auf völlige Freisprechung des Angeschuldigten, worauf ich antrage, lauten.

Berlin den 13. November 1845.

Martins II.

VIII.

Notizen.

Literarische Erscheinungen. — Europäische und amerikanische Erfindungen. — Deutsche Bescheidenheit. — Alte und neue Krebsse. — Ein Franzose über Leipzig.

Die *Maisonne* ist literarischen Neuigkeiten nicht günstig. In dem Poeten gähret's wie in der jungen Natur, der Schriftsteller hat Sonntagsfeier und der lange Kerker, die dumpfe Stube wird verlassen, um in Wald und Feld herum zu jagen. Ueber die sonnenbeglänzten Berge

herab sieht man jedoch ganze Karavane von Pilgern ziehen. Buchhändler sind's, die von der Ostermesse in ihre Heimath reisen, mit leichtem Herzen und schwerem Beutel, mit schwerem Herzen und leichtem Beutel. Im Geiste revidiren sie ihre Rechnungen, mustern ihr Lager und mancher zählt schmerzlich die Häupter seiner Lieben und sieht, daß allzuvielen ihm übrig geblieben. Was sich in dieser Uebergangsepoche melden läßt, ist wenig. Von Alexander von Humboldt's Cosmos, dessen erster Band innerhalb eines Jahres drei Auflagen erlebte, erscheint bald der zweite Band. Das Manuscript ist der Vollendung nahe. Die Art, wie Humboldt arbeitet, ist eine eben so merkwürdige Erscheinung als dasjenige, was er arbeitet. Während des ganzen Tages theils vom König in Anspruch genommen, theils von Besuchen und von der ausgedehntesten Correspondenz, die ein Mann in Europa hat, zerstreut, fast jeden Abend in Gesellschaft, stets conversirend und lebhaft erregt, bleibt dem großen Naturforscher, zur Sammlung und Aufzeichnung seiner Gedanken, nur die Nacht übrig und der bewundernswürdige Greis sitzt auch rüstig um ein Uhr nach Mitternacht noch an seinem Schreibpulte und begrüßt den frischen Morgen heiter und lebensfroh, ein umgekehrter Faust. — Eine größere Publication anderer Art ist im Laufe dieses Jahres gleichfalls von Berlin aus zu erwarten: es ist dies eine Uebersetzung der gesammelten Werke Fouriers, mit der einige jüngere socialistische berliner Schriftsteller beschäftigt sind. — Eine dritte literarische Neuigkeit, die man sich in Berlin erzählt, scheint wohl vom 1. April sich zu datiren. Es ist nämlich die Rede von einem großen Epos Moses, in fünf Gesängen und in Hexametern, dessen Dichter kein anderer sein soll, als die höchste Person des preussischen Staates!

— Das schöne Märchen von dem wunderbaren Heizapparat, den man in Wien erfunden haben wollte, ist also eine Seifenblase, ein Windstoß wissenschaftlicher Untersuchung hat es in Nichts aufgelöst. Wir sehen schon im Geiste Millionen von Armen an der neuen Heizmaschine sich wärmen. Wälder und Steinkohlen, durch den neuen Apparat auf ein Zehnthel ihres Werthes herabgesetzt, bieten den Unglücklichen, die bisher im Winter froren, ihre Ausbeute fast umsonst. Die Forstbesitzer lassen ihre Bäume umhauen und Korn an ihre Stelle pflanzen. Der Getreidebau verdoppelt sich und die Deutschen, die jetzt Aecker genug haben, stellen die Auswanderung ein, der Schiffbau, der jetzt Holz im Ueberflusse findet, wird mit geringen Kosten betrieben und Deutschland läßt sich aus Wohlfeilheit eine Flotte bauen, und alle diese schönen Träume werden nun durch eine einzige Berichtigung zu Wasser. Doch nein! Während das alte Oesterreich das gewohnte Schicksal erlebt, abermals nichts erfunden zu haben, taucht in Amerika, dem jungen Land wunderbarer Erfindungen, die Heizmaschine in einer andern Form auf. Es handelt sich um nichts Geringeres, als eine ganze Stadt zu bauen, die unterirdisch geheizt wird, wo die sanfteste Temperatur mitten im Winter herrschen und Jedermann trocknen und warmen Fußes durch die Straßen wandeln soll. Die Idee ist sehr einfach — aber man mußte sie finden! Sie besteht darin, daß man alle Schornsteine verbannt, um

den Rauch der Defen und Feuerheerde durch die Gassen und Canäle der Stadt unterirdisch zu leiten, wo er durch seinen Wärmestoff die Straßen heizen wird, während die gesammte Rauchmasse, weit vor der Stadt, in einem riesigen pyramidenartigen Schornstein aufsteigen wird, dessen Ventilation, wie bei Kohlenruben, durch eine Dampfmaschine betrieben werden kann. Es versteht sich von selbst, daß die Röhren, welche nun das ablaufende Wasser und den Rauch der gesammten Stadt zusammenfassen werden, hermetisch verschlossen sein werden, damit Dampf und Wärme sich nicht verflüchtigen. Die neue Stadt soll den Namen Hottown führen und man berechnet bereits, daß, bevor fünf Jahre vergehen, diese mitten im Norden mit italienischem Klima versehene Stadt über 50,000 Einwohner zählen wird, da alle Brustkranken von nah und fern sich da ansiedeln werden. — Wenn sie sich auf dem heißen Pflaster nur nicht die Füße verbrennen!

— Wie empört sich ein treues, deutsches Herz, wenn es auf französischer Bühne seine Nation auf gemeine, ekelhafte Weise verhöhnen sieht. Da wird ein Stück aufgeführt, in welchem der Ort der Handlung Ungier ist. Eine Abtheilung der Fremdenlegion, aus Deutschen bestehend, tritt auf, von einem französischen Sergeanten geführt, die Deutschen beginnen, jeder in einem andern Dialekte, einen langen Dialog voll Gemeinheit und Feigheit zu halten, der endlich damit schließt, daß der Franzose sie stolz zurechtweist: „N'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française!“ Später wiederholt sich die Scene. Die Deutschen glauben Abd-el-Kader bald zu fangen und berechnen schon die Summen, die Jeder als Lösegeld von ihm erpressen wird, bis abermals der Franzose tugendhaft sie anfährt und sie belehrt, was Soldatenehre befiehlt. Der Gefangene sei Frankreich und müsse mit Achtung und Humanität behandelt werden — kurz in Allem und Jedem steht der Deutsche als feig und niederträchtig, der Franzose als edel und hochherzig da. O dieses Geckenvolk von Franzosen, diese Großprahler, Lügner — nicht doch! Was ich da erzähle, findet nicht auf französischer Bühne, sondern auf deutscher Bühne statt: „der artessische Brunnen“ heißt das saubere Stück. Auf unseren eigenen Bühnen werden wir gegenüber dem Franzosen in solcher Tämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit geschilbert, auf deutscher Bühne wird eine Reihe von Soldaten vorgeführt, unter denen ein einziger menschlich und ehrenhaft ist, und dieser eine ist Franzose. Der Franzose sagt auf deutscher Bühne zu Deutschen: n'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française. Und dies ist nicht etwa carikiert, nicht etwa gegen die Großsprecherei der Franzosen ist der Spott gerichtet, sondern umgekehrt gegen die Nichtswürdigkeit unserer Landsleute. Ich saß unlängst bei der Auführung dieses Stücks in Leipzig mit einem Franzosen zusammen und das Blut, die Scham stieg mir in's Gesicht. Nicht blos darüber, daß ein roher, ungebildeter Autor ein solches Stück zusammenschreibt, sondern daß ein deutsches Parterre solche Beleidigungen mit ansieht, ohne die Bühne mit Apfeln und faulem Obst zu bewerfen. Wehe dem Director, dem Autor und den Schauspielern in Paris, die solche Scenen,

in welchen Nationalgefühl und Nationallehre so beleidigt werden — auf der allerletzten Bühne aufzuführen wagten. Die Bühne würde gestürmt, das Haus wäre vor Zerstörung nicht gesichert. Und bei uns wird das Nachwerk auf Hofbühnen gegeben, auf Bühnen, wo historische Personen, die etwa der Stiefgroßvater des Urahn's des Landesfürsten gewesen sind, nicht aufgeführt werden dürfen — weil es verlegend und weil es eine Herabsetzung der Familie wäre, der der Fürst angehört. Als ob der Fürst nicht auch dieser großen Familie angehörte, die man Deutsche nennt und als ob es nicht verlegend wäre, wenn der Herr französische Gesandte und die jungen parfömirten Attachés mit ansehen und anhören, wie auf einer deutschen Hofbühne ein französischer Corporal eine ganze Heerde deutscher Soldaten anschaut: *n'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française.*

— Es ist bekannt, daß die sogenannten neuen Krebse der Buchhändler mit scheelen Blicken von ihren Landesherren aufgenommen werden; manchem Buchhändler machen die neuen Krebse einen Strich durch die Rechnung. Daß aber auch „die Krebse der Alten“, welche um die Zeit der Buchhändlermesse hier einliefen, ihrem Herrn schlaflose Nächte verursachten, dürfte weniger bekannt sein. Professor Weber in Bremen wollte vor zwei Jahren über „die Krebse der Alten“ einen Vortrag in der dresdner Philologenversammlung halten. Da er früher durch eine Abhandlung über „die Küche der Römer“ einen Theil der anwesenden Gelehrten, in altdeutscher Derbheit, verlegt hatte und er durch seine feine gastronomische Nase mit einer langen Nase abziehen mußte, wurde sein Krebsvortrag rückgängig gemacht, und das Manuscript in der Tasche, verließ Prof. Weber die Residenz. Die Vaterwunden vernarben aber nicht so schnell — und nach ungefähr zwei Jahren macht der Krebschaden im Aprilheft der „Jahrbücher der Gegenwart“ sich Luft. Die deutschen Gelehrten, welche die confessionellen Schranken aus den Gauen der Wissenschaft bannten, dienen dem Herrn Professor als Zielscheibe des Bremer Humors, er schlägt sich in die Brust und preist sich glücklich, daß in seinem Bremen das Vorurtheil stärker als die Aufklärung ist. Diese alten Krebse oder Krebse der Alten haben einen Professor zu einem Rückschrittssystem verleitet.

— Unter der Ueberschrift „l'Allemagne du présent“ eröffnet ein Sternschnuppen in der Revue des deux mondes Reisebriefe durch und Betrachtungen über Deutschland. Im Maiheft dieser Revue wird Leipzig mit seinem Buchhandel, seinen Augusttagen und seinem Literatenthume besprochen. Wenn Plinius eine ganze Abhandlung über den Begriff „Literat“ bei den Römern geschrieben, so hat der Franzose nicht weniger Mühe und Worte, seinen Parisern das Allumfassende des leipziger Literatenwesens durch die Schilderung anschaulich zu machen. Zwei Worte merkte sich der Franzose in Leipzig: „Zu hart“ hörte er oft, bei Theatervorstellungen und in den bewegten Straßen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.